



Pankraz, H. Thielicke und die Predigt des Herzens

Nicht nur die Kultur des Lesens (und das Einkommen des Buchhandels) läßt zur Zeit rapide nach, wie auf der soeben eröffneten Leipziger Buchmesse allenthalben geklagt wird, sondern auch die Kultur der Predigt, der sogenannten „Homiletik“, in den christlichen Gottesdiensten, worüber von den verantwortlichen Kräften freilich kein Wort verloren wird. Man tut im Gegenteil so, als laufe alles bestens. Die Prediger, die „Kanzelredner“, halten sich heute ganz offensichtlich für den Kernpunkt des Gottesdienstes, auch wenn sie nur gängige Fenselphrasen hin und her wenden.

Ursprünglich war die christliche, die abendländische Predigt nur eine Art Nebenprodukt des eigentlichen Gottesdienstes. Dieser bestand aus festgelegten Zeremonien, Ritualen, Gebeten und Gesängen, welche die unmittelbare Anwesenheit der göttlichen Kraft und ihrer Botschaft symbolisierten und keine zusätzliche Versprachlichung via Predigt nötig hatten. Die christlichen Prediger, vorgebildet in den alttestamentarischen Propheten, verstanden sich nicht als Priester, sondern gewissermaßen als „Vermenschlicher“ der Botschaft, die sie unter Hinweis auf konkrete Vorkommnisse des Alltags erklärten und bekräftigten.

Natürlich konnten Differenzen zwischen Priestern und Predigern, Verwaltern des Ewigen und Interpreten des Konkreten, nicht ausbleiben; die Geschichte des Christentums ist tief geprägt von Ausbruch und Austrag solcher Gegensätze, die oft dramatische Formen annahmen und die Geschichte stark beeinflussten. Pankraz möchte hier an einen glücklicherweise nicht tragischen, eher gemäßigt akademischen Konflikt erinnern, der sich Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zutrug und der ein Licht auf die Frage wirft, wie echte Prediger heute aussehen sollten.

Gemeint ist die damalige Attacke des jungen Helmut Thielicke (1908–1986) auf den berühmten „dialektischen“ Theologen Karl Barth, dem er mit allem Respekt vorwarf, daß er die „natürliche Anthropologie“ allzu resolut ausklammere. Kein Theologe dürfe sich ausschließlich mit Gott beschäftigen, er müsse auch stets den „Empfänger“ der Botschaft im Auge behalten, also den Menschen in seiner Befindlichkeit. Der Mensch sei ausgespannt zwischen Absolutheit und Konkretheit, und es komme darauf an, ihm die Spannung bewußt zu machen und zu erhalten.

Thielicke selbst ist diesem Auftrag sein Leben lang gerecht geworden. In ganz jungen Jahren schon stieg der Barmener Rekorensohn zu einem der bekanntesten Pastoren der Bekennenden Kirche auf und griff dem Lindwurm der Diktatur, wenn er es für nötig hielt, unerschrocken in den Rachen. Aus dem Amte gejagt, mit Reise-, Reise- und Schreibverbot belegt, überstand er das Dritte Reich als Archivar der Württembergischen Landeskirche.

Das Jahr 1945 fand ihn in der vordersten Front derer, die den geistigen Schutt wegräumen und Luft schaffen für ein ebenso modernes wie traditionsbewußtes Christentum. Mit der Kompetenz dessen, der Widerstand geleistet hatte, als es gefährlich war, Widerstand zu lei-

sten, geißelte er Maulheldentum und Spätsiegerpose, brach in seinen Karfreitagspredigten eine Lanze für die Verführten und Geschlagenen, deren Büssertum man nicht überfordern und politisch mißbrauchen dürfe.

Er war, und zwar im genauen Sinne des Wortes, ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn. Er rang um jeden einzelnen seiner Zuhörer. Er suchte sich bei der Predigt stets das skeptischste Gesicht im Auditorium aus, und er redete so lange in Engels- und manchmal sogar in groben Rüpeln auf dieses Gesicht ein, bis er den Skeptiker dahinter überzeugt hatte, bis sich in dessen Zügen die Sammlung, die Spannung, das innere Mitgehen abzeichneten, die nach Helmut Thielickes Überzeugung notwendig waren, um die Botschaft Jesu Christi annehmen zu können.

Wir sind die Gärtner im Garten des Gotteswortes“, schrieb er in seinem letzten Buch, das er beziehungsweise „Auf der Suche nach dem verlorenen Wort“ betitelte. Nichts stimmte ihn trauriger als jene vielen meist wohlmeinenden Amtsbrüder, die in ihren Predigten nur noch Leder versprühen können. „Wir haben die Flammenschrift des Logos in ein müde flackerndes Herdfeuer verwandelt“, klagte er, „und dann wundern wir uns, wenn die falschen Propheten Erfolg haben und die Jugend in ihren Bann ziehen.“

Thielicke kannte die Menschen, wußte um ihre Schwäche und liebte sie gerade um derentwillen. Als Student war er jahrelang an den Rollstuhl gefesselt gewesen und dem Tode nahe. So genoß er später das gesunde Leben mit Intensität und Bedachtsamkeit, nahm teil an den Freuden des Volkes und fand nichts dabei, sich kraft seines Amtes auch zu ganz und gar untheologischen Fragen zu äußern, zum Beispiel dazu, ob ein Fußballstar und nationales Idol wie Uwe Seeler nach Italien gehen solle oder nicht. Seine schöne Autobiographie nannte er dankbar und lebensfreudig „Zu Gast auf einem schönen Stern“.

Der Heiligkeit des einzig dem Worte Gottes verpflichteten Kanzeldienstes blieb er freilich stets eingedenk. Es traf ihn schwer, als im Gefolge der Studentenrevolte von 1968 auch viele Kanzeln zu Redebühnen des Anarchismus und Kommunismus umfunktioniert und seine eigenen St. Michaelis-Predigten in Hamburg gestört und teilweise zum Erliegen gebracht wurden – unter dem Beifall eines Teils der Presse und so manchen Kirchenmannes. Bitter gemacht hat ihn diese Erfahrung aber so wenig wie seine Erfahrungen in den Jahren nach 1933.

In der Treue zum überlieferten Wort konnte diesen Prediger nichts beirren. Er war der deutsche Billy Graham, das darf man getrost sagen. Beide predigten das unentwegte Streben nach der Spannung zwischen absolutem Geist und konkretem Leben. Beide nannten übrigens, nach ihrem Lieblingswort gefragt, den gleichen Vers aus der Offenbarung des Johannes: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Pankraz



Marc Jongen, Bundestagsabgeordneter und einer von zwei Landeschefs der AfD Baden-Württemberg: Beseitigung des Gedankenmülls

Das Versagen der Intellektuellen

Kulturbetrieb: Der Philosoph und AfD-Politiker Marc Jongen antwortet seinen Kritikern

MARC JONGEN

Zu den Symptomen für den Verlust des freien und offenen Debatteklimas in Deutschland gehört das habituelle Messen mit zweierlei Maß: Garniert Andrea Nahles den (vermeintlichen) Gang der SPD in die Opposition mit dem Gossenspruch „Ab morgen kriegen sie in die Presse“, geht man grinsend darüber hinweg. Kündige ich aus analogem Anlaß und mit vergleichbarer Ironie an, die „Entsiffung des Kulturbetriebs“ mit Freude in Angriff zu nehmen, dann ist das „die Sprache des Dritten Reiches“. So allen Ernstes Augstein und Blome in ihrer gleichnamigen TV-Show. Im Zweifel die Nazikeule.

Vielleicht hätte ich „Entsiffung“ in Anführungszeichen setzen müssen, um den beiden sonst so durchironisierten Spaßjournalisten die augenzwinkernde Anspielung auf Afk Piriñcis mittlerweile geflügeltes Wort von der „rot-grün versifften Republik“ deutlich zu machen. Vielleicht hätte ich rekapitulieren müssen, was diesem Facebook-Eintrag vorangegangen war, nämlich eine wochenlange Agitation inklusive Unterschriftenaktion seitens Hunderter „Kulturschaffender“, des Deutschen Kulturrats sowie der Bundestagsvizepräsidentin Claudia Roth gegen eine mögliche Leitung des Kulturausschusses durch die AfD. Der Kulturbetrieb hatte sich damit parteiisch, pluralitätsfeindlich, selbstgerecht – alias „rot-grün-versifft“ – gezeigt, wie es drastischer kaum denkbar ist.

Daß Piriñcis Verdikt leider auch auf weite Teile des akademischen Betriebs zutrifft, davon hat mein ehemaliger Hochschulkollege Daniel Hornuff – in empörter Reaktion auf meinen Ausspruch – Mitte Februar in der *Zeit* ganzseitig Zeugnis abgelegt. Getroffene Hunde bellen. In diesem Fall ist es ein derart von persönlichen Ressentiments durchsetztes Klaffen, so weitgehend auf Adpersonam-Argumente beschränkt, daß es sich kaum lohnte, darüber Worte zu verlieren – wenn nicht das bloße Erscheinen dieses Pamphlets in Deutschlands größter Wochenzeitung und die darin sich manifestierende Geisteshaltung ein Schlaglicht auf den beklagenswerten Zustand des intellektuellen Mainstreams in diesem Land würfen. Das tagtägliche Versagen der Intellektuellen auf Merkel-Deutschlands Weg in einen Gesinnungsstaat läßt sich am Beispiel Hornuff auf

seine Ursachen hin transparent machen.

Daniel Hornuff, soweit geistig agil, hat die postmoderne Lektion von der Konstruiertheit aller Wahrheit und aller Identitäten gründlich gelernt. Da er diesen philosophisch schon deutlich angemoderten, aber politisch immer noch hegemonialen Diskurs smart und mediengerecht zu vermitteln weiß, haben diverse Sender und Zeitungen ihn als „Experten“ für zeitgeistige Kultur- und Bildungsthemen entdeckt. Dort sagt er dann Sätze wie: „Die Wahrheit ist eine Ideologie, die die Geisteswissenschaften zu unterlaufen haben.“ Und er wettet gegen den „Mythos der kulturellen Identität“ oder mokiert sich über das „Gender-Bashing“ als „neuem Volkssport“, worin vor allem die „Rechtspopulisten“ ihre „anti-akademische Arroganz“ offenbaren.

Innerhalb der epigonalen Verkürzung dekonstruktivistischen Gedankenguts, derer sich Hornuff wie alle „organischen Intellektuellen“ der Postmoderne befleißigt, lautet der schlimmstmögliche Vorwurf: „Essentialismus“. Wer die heillos naive Ansicht vertritt, „es gebe“ so etwas wie Nationen, Völker, Geschlechter, der ist auch schon den Sekundärsünden des „Nationalismus“, „Rassismus“, „Sexismus“ verfallen und mithin nicht nur ein Tor, sondern auch ein Schuft. In einem Wort: ein Faschist.

Daß dieser intellektuelle „Kampf gegen Rechts“ entgegen seinem behaupteten Sinn für Komplexität, Differenz und Vielfalt mit derselben schnödn-binären Verbissenheit geführt wird, wie sie etwa auch die Straßenkämpfer der Antifa auszeichnet, daß er also einem gehörigen „performativen Selbstwiderspruch“ unterliegt, ist nur der intellektuelle Teil seiner Unferlichkeit. Hinzu kommt ein anderes, das weniger mit geistigen Unzulänglichkeiten als mit platten materiellen Abhängigkeiten zu tun hat.

In allen Institutionen kennt man den Typus des aalglatten Karrieristen mit der feinen Witterung fürs Opportune, politisch überkorrekt auf die Gunst der Obrigkeit schielend, immer für eine kleine Intrige gegen mißliebige Konkurrenten zu haben. Im akademischen Milieu erlangt er besondere Unappetitlichkeit durch seinen Hang zur moralischen Aufplusterung, durch einen an den jeweils in Amt und Macht befindlichen Werten orientierten Jakobinismus.

Im tapferen Widerstand gegen Hitler – gegen wen hätte er wohl damals gekämpft? – unterstellt mir Daniel Hornuff „Nazi-Jargon“ und ein Anstreben von

„Säuberungsakten“. Selbst meine angeblichen „rassistischen Hygienefantasien“ würde ich nur „pflichtschuldig nachplappern“, moralische Niedertracht also mit geistiger Minderbemittlung apart kombinieren. Dabei hatte der solcherart Delirierende durchaus gute Vorsätze. „Ziel müßte es sein, den Pluralismus nicht nur zu predigen, sondern, wenn man so will, anwendungsbezogen zu verwirklichen. Nur so können wir unsere Sache glaubhaft einbringen“, forderte er in einem früheren Artikel zum Umgang mit den „Rechtspopulisten“.

Statt der angekündigten „Ochsentour des Überzeugens, Begründens, Nachweisens, Belegens, Nachfragens, Antwortens und kleinteiligen Argumentierens“ reichte es, als es ernst wurde, dann aber nur zur Eseele des Projizierens und zur Schweinerei des Diffamierens.

Ein Erklärungsansatz für dieses Versagen Hornuffs – auch und gerade vor den eigenen Ansprüchen – taucht im Schlußteil seines *Zeit*-Artikels auf. Wer, wie ich, „Versorgungsansprüche“ an einer staatlichen Hochschule habe, heißt es dort sinngemäß, solle gefälligst keine Nestbeschmutzung betreiben, dürfe den Kulturbetrieb nicht in Frage stellen. Dieses Hornuffsche „Hauptargument“ ist niveaulos nicht nur wegen der peinlichen Zurschaustellung akademischen Futterneids, sondern auch wegen des Mangels an Unterscheidungsvermögen zwischen der Akademie als Institution und ihren aktuellen Inhalten. Nur letztere sind – und dies auch nur in einigen Tendenzen – Gegenstand meiner Kritik, was Wertschätzung unserer kulturellen Institutionen nicht nur nicht ausschließt, sondern voraussetzt.

Aufschlußreich wird Hornuffs wütendes Kritikverbot, wenn man es als verknappte Selbstaussage des kulturell „subdominanten“ Intellektuellentypus liest. Ihm würde es tatsächlich nie einfallen, die Hand, die ihn füttert, zu beißen. Man darf davon ausgehen, daß er Zweifel an hegemonialen Diskurs, der seinen Kopf seit Eintritt ins Studium kolonisiert und ihm ein, wenn auch meist prekäres, Beschäftigungsverhältnis verschafft hat, schon aus Selbstschutz im Keim erstickt, bevor sie laut werden können. Um so mehr muß ihn ärgern und ängstigen, wenn andere sie äußern und damit – mehr vermeintlich als tatsächlich – seine Existenz bedrohen.

Dann vollzieht sich wohl auch die Schließung einer ursprünglich noch gesprächsbereiten Haltung zum kulturkämpferischen, latent paranoiden

Nazi-Jägertum. Sie ist gleichbedeutend mit einem Kurzschluß zwischen dem eigenen, historisch kontingenten kulturellen Milieu und der (horribile dictu) „Essenz“ der Kultur: „Wir, die Hornuffs dieser Welt, sind der Kulturbetrieb. Und wir werden alle als kulturlose Barbaren, sprich als Nazis, brandmarken, die es wagen, unsere tabubehaftete Dogmatik in Frage zu stellen.“ Daß diese atemberaubende Arroganz aus einer tiefen Verunsicherung hervorgeht, macht die Sache nicht besser.

Es eröffnet aber vielleicht Denkwege zum Ausgang aus der Logik der sich vertiefenden Schützengräben. Die Tragik weiter Teile der Akademie – Hornuff steht hier pars prototo – besteht darin, sich in eine selbstreferentielle, autoimmunisierte Blase eingeschlossen zu haben, in der die Diskurse zunehmend unabhängig, ja konträr zur Wirklichkeit prozessieren. Die Meinung, „Wirklichkeit“ sei ein ideologisches Konstrukt, das es unter allen Umständen zu dekonstruieren gelte, ist auch nicht gerade die beste Voraussetzung, deren Pochen an die akademische Blasenwand richtig zu interpretieren und die eigene Position, wie es dringend not tate, an ihr neu abzuzeichnen.

So vollzieht sich gegenwärtig ein schleichernder Verrat von Intellektuellen an den besten europäischen Traditionen, der genuin tragisch ist, weil er zerstört, was er zu retten meint, indem er es zu retten meint. Wer den orwellischen Klang, der die Begriffe „Toleranz“, „Weltoffenheit“, „Vielfalt“ längst erfaßt hat, nicht hört, und meint, sie gegen den „ewigen Nazi“ in Stellung bringen zu müssen, gehört zu den unschuldig-schuldigen, tragischen Helden einer in Dekadenz geratenen, sich selbst ad absurdum und Europa in den Abgrund führenden Postmoderne.

Was könnte „Entsiffung“ vor diesem Hintergrund heißen? Zuvörderst Beseitigung all des Gedankenmülls und all der ideologischen Verunklarungen, die uns gegenwärtig daran hindern, das tun, was dem zivilisatorischen Mindeststandard in einer aufgeklärten Gesellschaft entsprechen würde: eine bei allen auch harschen Meinungsverschiedenheiten offene und sachbezogene Debatte über das gute und richtige Leben in unserer Gemeinschaft zu führen.

Dr. Marc Jongen, Jahrgang 1968, ist Bundestagsabgeordneter der AfD und Kulturpolitiker Sprecher seiner Fraktion.
► <https://marcjongen.de>

In allen Institutionen kennt man den Typus des aalglatten Karrieristen, politisch überkorrekt auf die Obrigkeit schielend.